

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegrafisch-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabende).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Flachvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der Reichstag behandelte die sozialdemokratische Interpellation über die Unterstützung arbeitsloser Tabakarbeiter.

Nach einer Meldung des Berliner Tageblattes plant die preussische Regierung eine auf pluralem Klassenwahlrecht beruhende „Wahlsreform“, die Ende Februar dem Landtage unterbreitet werden soll.

Die Ergebnisse der englischen Wahlen deuten fortdauernd auf einen Fortschritt der Unionisten hin.

In Kalkutta wurde unter den eingeborenen Truppen eine Verschwörung entdeckt.

Dernburg.

Leipzig, 18. Januar.

Herr Dernburg sitzt hoch auf dem Siegestoß, ein roter Adler schmückt seine Brust und gratulierend drängen sich um ihn die kolonialkapitalistischen Haisische. Er hat einen „großen“ Sieg errungen, er hat den kleinen Junkern, den in die Höhe gekommenen Händlern, Köchen, kleinen Beamten in Südwestafrika die Möglichkeit genommen, Diamantenschwindel zu treiben und die unwissende Menge der kleinen Börsenspekulanten einzufangen. Nur ihnen, den Berliner Großhanten, die hinter der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Besitzerin der Abbausonderberechtigung, stehen, ist sie gelassen worden.

Wie sieht der Sieg nun in der Nähe aus? Blendet hier Herr Dernburg die Erfolgsambete nicht mit sehr billigen Siegeslobreden? Hinter den kleinen Diamantenschwindlern in Südwest stand ernsthaft keine einzige Partei in Deutschland. Wenn ihre Klagen auch in der agrarischen Presse auch ein Echo fanden, so hatte die konservative Partei keinesfalls sich für jene Interessenten in die Schanze geworfen, und die Kreuzzeitung spricht in ihrer letzten Wochenschau die volle Zustimmung zur Dernburgschen Diamantpolitik aus. Der Sieg Dernburgs bedeutet also keinen Sieg über die Junker als politische Partei — wie es manche darstellen wollen — wenn er auch Abbruch dem kleinen Troß junkerlicher Schwindler in Südwest tut. Stünde es anders, dann würde das Organ der Konservativen Herrn Dernburg gewiß nicht zustimmen; denn unsere Typenplage sind nicht aus jenem Holze geschnitten, das sich von einem Börsenjobber beugen ließe. Wie Herr Dernburg im Kampfe mit den Junkern abschneidet, werden wir bei Besprechung der ostafrikanischen Fragen sehen. Hier konstatieren wir, daß er nur über eine kleine Schar größtenteils klein-

bürgerlicher Spekulanten gestiegt hat, was ihm um so leichter fiel, weil das Kleinbürgertum, wo es dem Großkapital in die Quere läuft, immer von der Regierung rücklichtlos im Stiche gelassen wird. Mit dem Sieg sieht es also etwas windig aus, und es muß schlecht um einen geriebenen Börsianer stehen, wenn er so viel Nachdruck auf die Niederringung eines Hausens kleiner und dummer Schwinder legt.

Und wirklich hat Herr Dernburg alle Ursache, diesen seinen Sieg so laut in die Welt ausposaunen zu lassen. Hat er doch andern Gegnern gegenüber sehr schlecht abgeschnitten! Wir zeigten schon vor einigen Tagen, welche Erfolge Dernburg aus den Verhandlungen mit den Koloniallandgesellschaften geholt hat: sie waren so wichtig, daß er zu seiner Entschuldigung sich auf die Tatsache berufen mußte, nicht er habe die Konzessionen diesen Gesellschaften erteilt und er könne sich über den vor 25 Jahren geschaffenen Rechtsboden nicht hinwegsetzen. Wir werden noch zeigen, wie Herr Dernburg bei dem Rücklauf der Ostafrikabahn das Reich der Ostafrikafirma auslieferete. Hier wollen wir nur untersuchen, wie er die Interessen des Reichs bei der Diamantenfrage verteidigt hatte. Zuerst kommt die Tatsache in Betracht, daß er ohne weiteres die Kolonialgesellschaft, auf deren Boden der größte Teil der Diamantenfelder sich befindet, als Besitzerin des Abbaurechts anerkannte. Herr Dernburg wußte in der Kommission so nett zu erzählen, was für Schwindler die kleinen Diamantengesellschaften sind, daß die nationalkonservativen Kommittee mit Freude sich schüttelten. Warum erinnerte er sich nicht, als ihm die Kunde von den Diamantenentdeckungen traf, daran, durch welche Manipulationen die Hintermänner der Kolonialgesellschaft zu ihrem Grundbesitz gekommen waren? Wir legten keine Lauge für die schwindelhaften Schreier ein, die gegen die Politik Dernburgs protestierten, aber warum die kleinen Diebe fangen und den großen noch weitere Konzessionen verleihen? Herr Dernburg ist anderer Meinung. Für ihn sind auch die gestohlenen Rechte, wenn sie nur groß und alt sind, heilig. Er gesteht dem Staate nicht das Recht zu, die großen Kolonialgesellschaften zu expropriieren, obwohl hier ein Interesse der Allgemeinheit zweifellos vorlag, das doch von der Regierung bei anderer Gelegenheit, als es galt, gegen die Polen vorzugehen, vorgeschützt wurde. Wenn nun schon Herr Dernburg der Kolonialgesellschaft das Eigentumsrecht am Grund und Boden nicht anzutasten wagte, warum griff er nicht zu einer mildereren Maßregel: zur Wertzuwachssteuer? Daß der Wertzuwachs des Bodens nicht durch die Tätigkeit der Kolonialgesellschaft herbeigeführt worden ist, braucht nicht ausführlich bewiesen zu werden: die Millionen, die aus den Taschen deutscher Steuerzahler in die Kolonie hineingesteckt worden sind, die halbe Milliarde der Kriegskosten, die das deutsche

Volk für die Erhaltung von Südwest zahlen mußte, das Blut deutscher Soldaten, das dort vergossen worden ist, dies alles ermöglichte es erst überhaupt, daß die deutschen „Zivilisatoren“ den südwestafrikanischen Boden, auf dem sich die Diamanten befinden, in ihren raubgierigen Händen behielten. Es wäre also selbstverständlich, daß das Reich durch eine starke Besteuerung der Diamantenfelder einen Teil der durch zwei Jahrzehnte ausgelegten Summen zurückbekommen sollte. Daran dachte aber Herr Dernburg keinen Augenblick. Als sein spezielles Verdienst hebt er hervor, daß das Reich vom kapitalistischen Schmaus ein Almosen in der Form des Ausfuhrzolls auf Diamanten ergattert hat, der, obwohl von den Käufern getragen, doch den Ertragsprozent der Banken schmälert. In dem Herr Dernburg diesen „Trumpf“ ausspielt, gebraucht er seine alten Börsenmethoden, deren guter Kenner zu sein er sich in der Reichstagskommission so rühmte: er blufft. In allen Staaten, in denen Diamantenfelder sich befinden, besteht ein Ausfuhrzoll für die Diamanten (so in Brasilien und Südafrika), obwohl ihr Abbau den genannten Staaten nicht so teuer zu stehen kam, wie Deutschland in Südwest.

Aber Herr Dernburg hat nicht nur das eine auf dem Gewissen, daß er die Interessen des Reichs nicht gewahrt hat: er schanzte noch den Kapitalisten ein spezielles Profitchen zu. Es handelt sich um die Verpachtung der fiskalischen Felder an die Diamantenpachtgesellschaft, wofür diese den vierten Teil des Reingewinns bekommt. Warum das? Die Gesellschaft beschäftigt sich doch gar nicht mit dem Abbau der Diamanten? Sie übergibt ihn der kolonialen Bergbaugesellschaft, was Herr Dernburg auch hätte tun können, ohne der Diamantenpachtgesellschaft für die Intervention zu zahlen. Aber freilich, man muß leben und leben lassen.

So sieht die „Gerissenheit“ des Herrn Dernburg gegenüber den großen Kapitalisten aus. Die Kenntnis der kapitalistischen Kniffe gibt Herrn Dernburg vor den Bureautratern in einer Hinsicht eine starke Position. Aber was können ihm die noch so weit geöffneten Augen helfen, wenn er gebundene Hände hat? Wenn die ganze Kolonialpolitik schließlich den einzigen Zweck nur hat, Kapitalistencliquen zu bereichern? Dementsprechend fühlt er sich als ihr Vertreter, der vom Reiche dafür bezahlt wird, als „uninteressierte“, die Allgemeinheit vertretende Person, die Sonderinteressen dieser Cliquen zu vertreten. Und wie charakteristisch! In demselben Augenblick, wo Herr Dernburg und seine Presse den Ausfuhrzoll auf Diamanten als seinen Erfolg pries, erklärte er, die interessierten Kapitalistengruppen hätten sich in dieser Frage sehr zuvorkommend erwiesen. Natürlich lag es doch in ihrem Interesse, einen winzigen Teil der großen Beute dem Reiche abzutreten, um bei den breiten

Seuilleton.

Des Reiches Kommen.

Novelle von Eimm Ardyer.

18] Nachdruck verboten.

Dreizehntes Kapitel.

Alle drei gingen. Im Gartenhaus wurden die Sachen nach dem Verzeichnis noch einmal vorgezeigt.
„Ihr Bruder war lange krank?“
„Zawohl.“
„Und Sie besorgten seine Geschäfte?“
„Ja.“
„Ist auch was vergessen, was nicht im Protokoll steht?“
„Ich glaube nicht.“
„Sie selbst haben nichts?“
„Wie sollte ich was haben?“
„Die Frage kommt Ihnen wunderbarlich vor.“
„Wischen wunderbarlich ist mir das.“
„Und doch müß ich noch einmal fragen: Schmidt, Sie haben doch nichts weggebracht?“
Hinnerk Schmidts sonnverbranntes Gesicht wurde um einen Ton bleicher.

Karl Schnoor ging im Zimmer umher, er kam zufällig in Hinnerks Nähe, zwei Finger an den Lippen. Der in seinen Alten blätternde Richter sah auf und warf ihm einen scharfen Blick zu.
„Zurzeit ist hier eine nichtöffentliche, gerichtliche Verhandlung, sagte er. „Ich darf Sie wohl bitten, mich so lange mit Schmidt allein zu lassen.“
„Wie Sie befehlen!“ — Karl Ohm Schnoor verbeugte sich wehmännlich und verließ das Zimmer.
„Schmidt!“ fing der Richter wieder an, „nun komme ich auf meine Frage zurück. Sie haben doch nichts weggebracht?“

„Herr Rat, ich weiß nicht, ob ich nötig habe, darauf zu antworten. Aber ich wills tun und sagen, ich habe nichts weggebracht, was zum Nachsch gehört.“
Der Amtsrichter sah ihm scharf in die Augen.
„Sie betonen, was zum Nachsch gehört. Haben Sie denn was weggebracht, was nach Ihrer Ansicht nicht dazu gehört?“
Hinnerk Schmidt schwieg.
„Bestimmen Sie sich!“
„Da brauch ich mich nicht zu bestimmen, ich habe nichts weggebracht, was zum Nachsch gehört.“
„Also nichts, was zum Nachsch gehört?“
„Nein.“
„Schön! — Da muß ich weiter fragen: Hat Ihr Bruder in der Lotterie gewonnen?“
„Ja.“
„Wieviel?“
„Das möcht ich nicht gern sagen.“
„Es soll viel gewesen sein.“
„Herr Rat, was wissen da andre Leute von.“
„Run, einerlei, ob viel, ob wenig: Wo ist das Geld?“
Hinnerk Schmidt antwortete nicht.
„Ist es in den aufgeführten Hypotheken angelegt?“
„Nein.“
„Also in den Staatspapieren?“
„Nein.“
„Da frage ich: Wo ist der Gewinn?“
„Der gehörte Peter nicht mehr.“
„Wem gehörte er denn?“
Hinnerk Schmidt schwieg. Mit verschleierte Augen und festgeschlossenen Lippen stand er vor dem Richter.
„Ich meine,“ fing der Beamte wieder an, „wenn der Verstorbene den Gewinn nicht mehr hatte, wo ist er denn geblieben? Sie sollten es wissen, Sie besorgten ja Ihres Bruders Geschäfte.“
„Herr Rat, nehmen Sie mir nicht übel! Sie fragen und fragen, wie es Ihre Pflicht ist. Ich möcht aber nichts sagen.“
„Schmidt, das kommt nicht von Ihnen.“

Hinnerk Schmidt schwieg.
„Sie verweigern die Auskunft.“
„Herr Rat, wenn das der Name dafür ist, dann ist es wohl so. — Ich nehme an, daß ich das darf.“
„Dürfen?“ antwortete der Richter. — „Nein, denn weder das Gesetz, noch Ihr Gewissen geben Ihnen dazu ein Recht. Sie dürfen es nur insoweit, als ich für heute kein Mittel habe, Sie zur Antwort zu nötigen. Aber damit ist die Sache nicht gut und nicht vorbei. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Ihr Bruder, der Mit-erbe, kann einen Schwur vor Gericht verlangen, daß Sie den Nachsch vollständig und richtig angegeben und auch von ihm nichts abhandeln gebracht haben.“
„Wenn er das kann, dann muß er das tun,“ erwiderte Hinnerk mitn Fedderbüdel trocken.
Damit war das Verhör zu Ende, der Richter schrieb nur noch das Protokoll. Es stand darin die vorläufige unbedingte Versicherung Hinnerk Schmidts, daß seine Angaben wahr seien, ferner seine Bereitwilligkeit, das auf Erfordern zu beschwören.
„Nicht wahr, das ist so richtig?“
„Ganz richtig, Herr Rat.“
„Dann unterschreiben Sie.“
„Das tat Hinnerk.“

Vierzehntes Kapitel.

Die Tür hatte sich mehrere Male leise geöffnet, das war die gute, alte Abel, die schon lange darauf brannte, den vornehmen Besuch zu bewirten. Und kaum war das ungemütliche Verhandeln vorbei, da kam sie mit Tischstuch und Tellern, eine große, dampfende Suppenterrine folgte, und der gestrenge Rat mußte sich eine bäuerliche Fleischbrühe gefallen lassen. — Karl Schnoor nahm bei Tisch das Wort, soweit es die Schicksalsfrage, wie er sie verstand, zutraf. Und das mußte man ihm lassen: erzählen, das konnte er. Karl Ohm Schnoor war dem Richter wohl von Hörensagen bekannt, vielleicht nicht von der allerbesten Seite. Der Rat hielt seine Heiterkeit im Zaum und lächelte kaum, wenn Karl Ohm ein lautes Lachen so bestimmt er-